

dtv

London, 1919. Tom Allen erhält für die Weihnachtstage eine Einladung nach Hannesford Court, dem Landsitz der Familie Stansbury, wo er vor dem Krieg unbeschwerte Zeiten mit rauschenden Festen und legendären Picknicks verlebt hat. Doch kurz vor Ausbruch des Krieges ereignete sich auf dem letzten der berühmten Rosenbälle der Stansburys ein merkwürdiger Todesfall. Ein deutscher Arzt starb an einem Herzinfarkt – das war jedenfalls die offizielle Version. Aber der Arzt hatte in seinem letzten Brief an seinen Sohn von merkwürdigen Dingen geschrieben, die auf dem Landsitz vorgingen. Bevor er jemandem Genaueres sagen konnte, starb er. Oder wurde dabei nachgeholfen? Tom beginnt, die Fäden der Vorkriegsgeschichte wieder aufzurollen. Und er muss feststellen, dass damals wohl nichts und niemand so war, wie es ihm schien ...

Auch Anne Gregory kehrt zurück nach Hannesford. Sie hat einst als Gesellschafterin für Lady Stansbury gearbeitet. Doch ihre Erfahrungen als Krankenschwester im Krieg haben sie verändert. Eine Rückkehr in ihr früheres Dasein ist undenkbar. Das Wiedersehen mit Tom löst längst vergessen geglaubte Gefühle in ihr aus ...

Martin Davies wuchs im Nordwesten Englands auf. Er hat viel Zeit auf Reisen im Nahen Osten und Indien verbracht und lebt heute in den englischen Midlands, wo er für den Rundfunk arbeitet. Seine Romane schreibt er in Cafés und öffentlichen Verkehrsmitteln und immer mit der Hand.

Martin Davies

Wiedersehen in
Hannesford Court

Roman

Deutsch von
Susanne Goga-Klinkenberg

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2015
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2011 Martin Davies
Titel der englischen Originalausgabe:
›The Year After‹ (Hodder and Stoughton, London)
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon und der Cochin
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21606-7

*Nie gab's ein Jahr wie das, das jüngst vergangen;
Womöglich sind des Vaters Worte wahr:
Das Warum zählt nicht mehr, hat es erst angefangen:
Doch alles ist verbrannt, wenn auch nicht ganz und gar.*

Charlotte Mew, *The Quiet House*

Während die Männer weg waren, ertrank eine Frau im River Hanna. Sie wurde in dem dunklen Teich unterhalb von Hannesford Court gefunden, nicht weit von der Stelle, an der der Fluss gurgelnd aus dem Moor tritt. Kein Stein wurde auf dem Friedhof aufgestellt, und das Gras dort wächst rasch, so dass sich nur wenige an sie erinnern. Das Gedächtnis ist ein unzuverlässiger Zeuge.

Besucher von Hannesford, die sich zu der alten Brücke verirren, achten nur selten auf den unruhigen Teich, in dem sie gefunden wurde. Ihre Augen werden von dem honigfarbenen Stein des Herrenhauses und den hohen Schornsteinen angezogen, die den Blick auf das dahinterliegende Moor lenken. Später erinnern sie sich an die Rasenflächen von Hannesford, die sich im Sonnenschein erstrecken, an die duftenden Gärten und das kleine blau-weiße Sommerhaus, das zwischen den Bäumen verborgen steht. Nie aber an das wirbelnde Wasser.

Im Jahr 1919 war London eine Stadt der Schatten. Ich kam spät am Abend an, die Uniform noch schmutzig vom Staub Flanderns, und nahm ein Zimmer im Mecklenburg Hotel, weil ich vor der Leere in meiner Wohnung am Rudolph Square zurückscheute. Es war eine einsame Reise gewesen, das Schiff ruhig, der Zug beinahe verlassen, und ich war ziemlich bedrückt. Ich war in Gesellschaft von Freunden in den Krieg gezogen, von Menschen, die ich gut kannte. Nun kehrte ich allein in eine Stadt zurück, in der ich mich als Fremder fühlte.

Drei Tage vor Weihnachten hätte die gesellschaftliche Saison eigentlich ihren Höhepunkt erreicht haben müssen, doch London wirkte trostlos und seltsam stumm. Die großen Stadthäuser wären früher im Lichterglanz erstrahlt, auf den Straßen davor hätten sich die Automobile gedrängt. Selbst auf dem Höhepunkt des Gemetzels hatte die Stadt eine ruhelose Fröhlichkeit bewahrt, eine nahezu verzweifelte Entschlossenheit, den Augenblick zu genießen. Ich hatte hohlwangige Offiziere auf Heimaturlaub gesehen, die sich binnen weniger Stunden in die schneidigen jungen Kerle zurückverwandelten, an die sich ihre Freunde erinnerten, die im Mimosa's diniereten, im Clarion tanzten und immer die Ersten waren, wenn es um Mädchen oder Alkohol ging. Lediglich die Schatten in ihren Augen waren verräterisch, und das auch nur für jene, die wussten, wohin sie schauen mussten. Doch seit damals hatte sich vieles verändert. Jetzt erstreckte sich die Zukunft bis zu

einem fernerem Horizont, und nur wenigen gelang es, so zu feiern wie früher. Und so lagen die Stadthäuser im Dunkeln, düstere Denkmäler für die Verlorenen, und ich saß allein im prachtvollen, halb leeren Speisesaal des Mecklenburg und aß ein bescheidenes Kotelett.

Ich hätte früher zurückkehren sollen. Als ich die blassen, unvertrauten Gesichter der anderen Gäste betrachtete, wurde mir klar, dass mir etwas entgangen war. Wäre ich unmittelbar nach dem Ende der Kämpfe zurückgekommen, als sich die Stadt noch immer wie in einem Rausch befand, hätten mich Jubelschreie und Hupen und eine Nation im Ausnahmezustand begrüßt; Straßenlaternen und Fenster mit offenen Läden, die im Dunkeln erstrahlten; Kirchturmuhren, die trotzig nachts die volle Stunde schlugen, nachdem sie zuvor wegen der Zeppeline hatten schweigen müssen. Es hätten Geschrei und Aufregung geherrscht, und der ganze Trubel hätte mir gezeigt, dass es wirklich vorbei war.

Doch in den Tagen nach dem Waffenstillstand, als mich die Stille auf den Schlachtfeldern beunruhigte und ich mich daran zu erinnern versuchte, wer ich wirklich war, war mir nicht nach Feiern zumute gewesen. Die Toten blieben tot, auch wenn die Waffen schwiegen; ich hatte keine Ahnung, weshalb ich nicht unter ihnen war. Und dann hatte die Grippe das Lager erreicht, es fehlte an Offizieren, und alle, die in Frankreich geblieben waren, schienen in Gedanken stets bei ihren Frauen und Kindern zu sein. Ich sah sie Briefe nach Hause schreiben und bekam ein schlechtes Gewissen. Die meisten waren noch nicht lange in Uniform. Ich kannte sie weniger gut als viele der Männer, die noch draußen auf den Schlachtfeldern lagen. Aber was waren nach so langer Zeit schon ein paar Monate für mich? Ohne lange zu überlegen, deutete ich an, dass ich es nicht besonders eilig hatte, den Kanal zu überqueren.

In England schien es niemanden zu beunruhigen, dass sich

meine Rückkehr verzögerte. Meine Schwester kannte mich zu gut, um gekränkt oder überrascht zu sein. Sie schrieb mir gewissenhaft freundliche, liebevolle Briefe, in denen sie von meinen Neffen berichtete und mir ein herzliches Willkommen in Derbyshire versprach, sobald ich aus der Armee entlassen wurde. Und meine Mutter, die mitsamt ihrer Sekretärin, ihrer Schriftstellerei und dem Ausblick auf Cap Martin ruhig und heiter in Südfrankreich lebte, schrieb mir von ihrem Briefträger und ihrem Verleger und den herrlichen *fruits de mer* aus der Bucht unterhalb ihres Hauses, als hätte sich nichts auf der Welt verändert. Ich war entschlossen, beide zu besuchen, sobald ich meinen Abschied bekam. Danach wollte ich mir eine schönere Wohnung in London suchen, mit Blick auf einen Park, und entscheiden, was ich mit der Zukunft, die mir so unerwartet zuteilgeworden war, anfangen sollte.

Doch wenn die anderen abends in der Offiziersmesse über England sprachen, dachte ich an das Moor bei Hannesford. Wenn sie davon sprachen, Weihnachten zu Hause zu sein, erinnerte ich mich an die Stechpalmenzweige, die den Kamin von Hannesford Court schmückten. Und als ein fröhlicher Bursche, der die Fahrkarte über den Kanal schon in der Tasche hatte, seine Verwandten in Devon erwähnte, dachte ich an die Stansburys. Mir würden bei Devon immer die Stansburys einfallen.

Während ich gegen Ende des Jahres in Dieppe noch immer auf meine Demobilisierung wartete, kam der Brief von Freddie Masters. Ein seltsamer Brief, in dem es um den Tod von Professor Schmidt ging. Der Professor war in jenen letzten Monaten vor dem Krieg, als Deutschsein in Großbritannien noch nicht als Verbrechen galt, in Hannesford zu Gast gewesen; ein sanfter Mann, der sich für Motten und englische Dorfkirchen interessierte und auf dem Höhepunkt des berühmten Rosenballs an einem Herzinfarkt gestorben war. Masters erkundigte sich ganz beiläufig, ob mich jemals etwas

am Tod des Professors beunruhigt habe. Es war eine absurde und ziemlich bizarre Frage. Sein Tod war nicht geheimnisvoll gewesen. Sein Herz hatte ausgesetzt. Ich hatte ihn sterben sehen.

Masters war ein geschwätziger Narr.

Doch als ich im Winter 1919 an Deck stand, während die belgische Küste zum Abschied ironisch im Sonnenlicht aufblitzte, war ich mir über meine Pläne noch immer nicht im Klaren. Auf einer Postkarte aus Cap Martin hatte meine Mutter geschrieben, sie habe einen neuen Roman begonnen. Meine Schwester wollte Weihnachten bei der Familie ihres Mannes in Perthshire verbringen und wäre mit Kindern, Besuchern und angeheirateten Verwandten beschäftigt. In wenigen Tagen würde ich nach fünf Jahren meine Uniform ablegen und die Armee verlassen. Der Gedanke war seltsam beunruhigend.

Also beschloss ich, zunächst nach London zu fahren, und ließ mir meine Sachen ins Mecklenburg schicken. Ich wollte etwas Anständiges essen und ein sehr, sehr ausgiebiges Bad nehmen. Nach dem luxuriösen Bad erwarteten mich drei Briefe: säuberlich beschriftete Umschläge von drei verschiedenen Absendern. Ich sah auf den ersten Blick, dass einer von Margot Stansbury stammte. Obwohl meine Finger kurz darüber verweilten, öffnete ich ihn nicht als Erstes. Ich wartete, bis ich mich in einem der straff gepolsterten, grünen Ledersessel in der Hotelbibliothek niedergelassen hatte, und widmete mich zunächst dem Schreiben, mit dem ich schon gerechnet hatte: einer Nachricht von Lady Stansbury auf festem cremefarbenem Papier, in der sie mich einlud, Weihnachten in Hannesford Court zu verbringen. Seit ich die Stansburys kannte, hatte ich jedes Jahr eine solche Nachricht erhalten, bis der Exodus der jungen Männer diese Tradition beendete. Die gleiche Handschrift, das gleiche Briefpapier, sogar der gleiche, ganz schwache Hauch von Veilchen.

*Lieber Tom,
wir hoffen sehr, dass Sie uns hier besuchen ...*

Es waren mehr als fünf Jahre vergangen, seit ich zuletzt dort gewesen war. Danach hatten die undurchschaubaren, komplizierten Mechanismen der Militärmaschinerie eine solche Reise stets verhindert. Entweder bekam ich Urlaub, wenn die Stansburys verreist waren, oder die Zeit war einfach zu knapp. Doch davor, vor den Feindseligkeiten, hatte ich nur selten die Gelegenheit verpasst, das neue Jahr gemeinsam mit Margot Stansbury und ihren Geschwistern zu begrüßen.

Margot. Ihr Brief wartete auf der Armlehne meines Sessels, während ein sehr betagter Kellner mir umständlich ein Glas des Mecklenburg'schen Hausbrandys servierte. *Nein, danke, sonst nichts. Ja, Frankreich. Ja, es war schlimm. Ja, vielleicht wird jetzt alles besser ...* Ich wartete, bis der Mann davongeschlurft war, bevor ich Margots Brief öffnete.

War ich enttäuscht? Vielleicht, obwohl ich nicht mehr genau weiß, was ich erwartet hatte. Der Stil war lakonisch, ein bisschen belustigt, leicht respektlos. Typisch Margot.

Du musst kommen, Tom. Mutter besteht darauf, die Tradition weiterzuführen, und du bist doch praktisch Bestandteil der Tradition. Außerdem müssen wir irgendwie den Gedenkgottesdienst für Harry überstehen, da können wir jede Aufmunterung gebrauchen. Es wird grauenhaft, wenn du nicht dabei bist ...

Es gab keine Anspielung auf vergangene Ereignisse, auf unsere letzte Begegnung. Auch das war typisch Margot.

Der dritte Brief war sehr viel überraschender. Ich hatte Freddie Masters klar und deutlich mitgeteilt, dass mich die Art und Weise, in der Professor Schmidt gestorben war, nicht im Geringsten beunruhigte; aus irgendeinem Grund hatte

Masters es jedoch für nötig befunden, mir noch einmal zu schreiben. Seine Hartnäckigkeit war erstaunlich, da er mir nie sehr beharrlich erschienen war. Wir waren einander oft in Hannesford Court begegnet, ohne uns nahezustehen. Selbst nach den Maßstäben, die für Harry Stansburys Freundeskreis galten, war Masters eine schillernde, eher lächerliche Figur gewesen. Er hatte bei Kriegsausbruch einen sicheren Posten in einem Ministerium gehabt, und ich war daher ziemlich überrascht, als ich ihm wenige Jahre später im Strand begegnete und feststellte, dass er als Offizier in einem Infanterieregiment diente. Die Begegnung war recht herzlich gewesen, doch Masters hatte mich keineswegs als Vertrauten behandelt. Deshalb erregte der Inhalt dieses neuen Briefes wohl auch meine Neugier.

Vielen Dank für deine Antwort, alter Junge. Alles sehr beruhigend. Dennoch, falls du rechtzeitig zu Weihnachten zu Hause bist, solltest du versuchen, nach Hannesford zu kommen. Ich werde die ganze Zeit dort sein – bis die Champagnerkorken verstummen –, und ich wollte mit dir über etwas reden. Es ist ziemlich heikel – Gott behüte, womöglich sogar geschmacklos –, so dass ich dir sehr verbunden wäre, wenn du es gegenüber Sir Robert und seiner werten Lady oder irgendeinem anderen Mitglied des Clans nicht erwähnen würdest. Ich will jetzt nicht zu viel verraten, alter Junge, aber es hat mit Schmidt zu tun. Wenn ich mich recht entsinne, wart ihr Freunde ...

Und es stimmte. Auf unsere Weise waren wir wohl Freunde gewesen. Aber ich musste mir auch eingestehen, dass Hannesford Court in jenen letzten Tagen so viele Ablenkungen für mich bereitgehalten hatte, dass ich nicht so auf den Professor geachtet hatte, wie ein Freund es hätte tun sollen.

Das menschliche Gedächtnis ist eigenwillig. Ich habe er-

lebt, wie es von einem winzigen Splitter glühenden Stahls zerschmettert wird, wie eine Kirche von Granaten. Bestimmte Teile werden zertrümmert, andere bleiben auf geheimnisvolle Weise unversehrt. Doch es kann sich auch hartnäckig halten wie das Gras auf den Ebenen Flanderns und langsam zurück ins Sonnenlicht kriechen, nachdem die Bombardierung vorüber ist. Von dem Abend, an dem der Professor starb, sind mir lebhafteste Bruchstücke in Erinnerung geblieben: die dunkle Terrasse, die Hitze, der schwere Duft der Rosen; die samtenen Schatten, in denen ich stand, erfüllt von Selbstmitleid; die Kapelle, die den ›Fairy Waltz‹ spielte. Und die leicht absurde Gestalt des Professors, der langsam die Stufen vom Rasen heraufkam, sich plötzlich an die Brust griff und in sich zusammensackte. Ich konnte mich erinnern, dass Anne Gregory vor mir bei ihm gewesen war. Sie hatte Tränen in den Augen gehabt.

Der Abend, an dem der Professor starb, war mein letzter Abend in Hannesford gewesen. Es war der Abend, an dem ich mir geschworen hatte, Margot Stansbury nie wieder freiwillig gegenüberzutreten.

Als es hieß, er käme heim, schnitten sie gerade Stechpalmen in den Wäldern unterhalb von Hannesford Court.

Ich hörte das Gerücht vom Pfarrer. Es war einer dieser strahlenden Dezembermorgen, an denen der Boden hart gefroren und der Himmel sehr klar ist, an denen der Frost sein Muster in jeden Zweig und jeden Busch und jedes Spinnennetz prägt.

Es war ein gutes Jahr für Beeren gewesen – die Hecken waren voll davon –, und die dornenbesetzten Zweige, mit denen Hannesford Court am Heiligen Abend verschwenderisch geschmückt sein würde, leuchteten in prachtvollem Scharlachrot.

Die Bäume waren wild gewuchert, solange man sie vernachlässigt hatte, wurden nun aber wieder geschnitten. Nach einer Reihe bitterer, lautloser Winter hatte die Familie Stansbury beschlossen, dass Weihnachten wieder gefeiert werden sollte.

»Anne, ich habe Neuigkeiten. Es heißt, Tom Allen werde demobilisiert«, erzählte mir der Pfarrer bei seiner Rückkehr ins Pfarrhaus. »Ich habe es von Lady Stansbury, die es wiederum von jemandem im Ministerium gehört hat. Was für eine Gnade, dass er das alles überstanden hat, nicht wahr?« Er sprach in munterem Ton. Nur wenige aus Hannesford hatten es überstanden. »Es wäre wunderbar, ihn wiederzusehen. Vielleicht begegnen Sie ihm sogar in London, Anne. Oder wir treffen ihn hier. Er ist doch immer an Weihnachten hergekommen, oder?«

»Ja, das stimmt.« Ich hatte meine Näharbeit beiseitegelegt, um ihn zu begrüßen, nahm seinen Hut und Mantel in Emp-

fang und platzierte die Handschuhe behutsam auf der Ablage im Hausflur.

»Aber das war vorher. Vieles hat sich verändert. Wer weiß, was er jetzt vorhat?«

Eigentlich hatte ich keine Zweifel. Ich würde nicht nach Hannesford zurückkehren. Es wäre nicht schwer, einfach wegzubleiben; ein Sommer im Ausland, Weihnachten bei meiner Schwester, eine höfliche Lösung alter Verbindungen, die ja beinahe zufällig zustande gekommen waren. Ich wäre den Stansburys natürlich in der Stadt begegnet; die Welt war zu klein, um das zu vermeiden. Doch sie bewegten sich in sehr viel vornehmeren Kreisen als ich, unsere Wege würden sich nicht allzu oft kreuzen.

In Frankreich hatte ich geglaubt, ich hätte alles hinter mir gelassen. Dass meine Erinnerungen an Hannesford von den Kanonen zu Staub zertrümmert worden wären. Doch als ich an diesem ersten Morgen in London ins blasse Sonnenlicht blinzelte, war nichts wie früher. Früher hatte ich keine Mühe gehabt, meine Tage in der Stadt auszufüllen. Jede Begegnung führte zu einer Einladung. Es gab Diners und Bälle, es gab das Theater, ich verbrachte jeden Abend in Gesellschaft. Diesmal aber waren es Zusammentreffen anderer Art. *Wie freundlich, dass Sie mich besuchen kommen ... Ein so schrecklicher Verlust ... Schmerzlich vermisst von allen, die ihn kannten ...* In manchen Häusern traf ich niemanden an. Sie waren verschlossen, verlassen von Familien, die dem Leben in der Stadt für eine gewisse Zeit aus dem Weg gehen wollten.

Nachdem ich also einen Morgen lang über die kalten, grauen Gehwege gegangen war, fühlte ich mich ernüchert und ein bisschen einsam und wollte weg aus der Stadt. Außerdem besaß der Gedanke an Hannesford durchaus seinen Reiz. Gewiss, ich hatte mir geschworen, nie mehr dorthin zu fahren, doch alles, was mir vor dem Krieg zugestoßen war, erschien plötzlich seltsam verschwommen. Ich verspürte

den starken Drang, wieder übers Moor zu laufen und meine Lungen mit der Luft von Devon zu füllen. Und ich hätte Gesellschaft in Hannesford – dazu Musik und Lärm und Betriebsamkeit. Gewiss würden mir einige Tage auf dem Land ganz guttun. Meine Zukunft konnte ich immer noch planen.

Also tat ich, wozu mich die Briefe gedrängt hatten, und telegraphierte die entsprechenden Antworten. Am frühen Nachmittag begab ich mich erneut zur Paddington Station und nahm den nächsten Zug nach Hannesford. Zuerst machte mich die Vertrautheit nervös. Der Bahnhof schien unverändert, als wäre ich in die Zeit vor den Schützengräben zurückgekehrt. Dasselbe hohe Dach und die zischenden Lokomotiven, der gleiche aufreibende Kampf mit Paketen und Zugtüren, die gleichen unmissverständlichen Geräusche von Abfahrt und Abschied. Die Menge war unverändert, hochgestellte Krägen, in die Stirn gezogene Hüte. Beißende Kälte. Kaum jemand in Uniform.

Doch als ich noch einmal hinschaute, bemerkte ich Unterschiede. Der Bahnhof sah doch größer aus? Und auch schäbiger. Die Gesichter ... waren es noch dieselben? Waren sie härter oder schmaler oder trauriger als früher? Ich konnte es nicht sagen. Es war ein törichtes Spiel. Mit einem leichten Schauer machte ich mich auf die Suche nach Zigaretten.

So etwas passierte mir recht häufig, eine Art wiederkehrender Schwindel, das flüchtige Gefühl, dass sich nichts verändert hatte. Doch diese Augenblicke waren nie von Dauer, irgendetwas brach stets den Bann. Diesmal war es der Streichholzverkäufer unter der Bahnhofsuhr, der sich, blass vor Kälte, auf Krücken stützte. Als ich mich näherte, richtete er sich auf und versuchte zu salutieren.

»Seit einem Monat sieht man kaum noch Uniformen, Sir«, sagte er mit einem anerkennenden Blick. »Wir werden wieder zu einer Nation von Ladenbesitzern. Frankreich, nehme ich an, Sir?«

Die vertraute Frage.

»Die meiste Zeit. Und Sie?«

»Ebenso, Sir. Aber nicht lange. Meine Batterie wurde in Loos getroffen.«

»Das ist Pech.«

Ein verlorenes Feuerzeug im Schlamm, eine zerbrochene Uhr, ein Bein, das am Knie abgerissen war. *Pech, alter Junge, Pech*. Die Welt war ins Chaos gestürzt, die Sprache aber irgendwie gleich geblieben, geprägt in einer Zeit, in der man von Pech sprach, wenn ein Ball nicht gefangen oder ein Aufschlag auf dem Tennisplatz schlecht platziert wurde. In einer Welt, in der die Streichholzverkäufer Jungen waren, die noch alle Gliedmaßen besaßen.

»Es ist tatsächlich schwer, Sir«, fuhr der Mann fort und beantwortete eine Frage, die ich nicht gestellt hatte. »Aber ich kann jetzt ganz gut mit den Dingen umgehen, und wenn Feierabend ist, kommt meine Frau und hilft mir. Oder mein Sohn. Ein prächtiger Bursche. Haben Sie Kinder, Sir?«

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich bin nicht verheiratet.«

Der Mann lächelte. Er schien kein Selbstmitleid zu empfinden, was mich demütig werden ließ. »Nun, da Sie es überstanden haben, bleibt dafür genügend Zeit.«

Er nahm die Münze entgegen, die ich ihm anbot, und schob sie in seinen Mantel. Dann versuchte er erneut, strammzustehen. Als ich mich an der Sperre noch einmal umdrehte, schien sein Geschäft zu florieren. Doch mir fiel auf, dass nur wenige Leute lange genug verweilten, um dem Verkäufer in die Augen zu sehen.

Der Zug, der Paddington an diesem Dezembernachmittag verließ, war bei weitem nicht voll, und ich fand ein Abteil in der Ersten Klasse, in dem außer mir nur eine ältere Dame saß. Sie nickte kurz und widmete sich wieder ihrem Buch. In den